

Leberecht Hühnchen [Forsetzung folgt]

Autor(en): **Seidel, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 1

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leberecht Hühnchen

Von Heinrich Seidel

Ich hatte zufällig erfahren, dass mein guter Freund und Studiengenosse Leberecht Hühnchen schon seit einiger Zeit in Berlin ansässig sei und in einer der grossen Maschinenfabriken vor dem Oranienburger Tor eine Stellung einnehme. Wie das wohl zu geschehen pflegt, ein anfangs lebhafter Briefwechsel war allmählich eingeschlafen, und schliesslich hatten wir uns ganz aus den Augen verloren; das letzte Lebenszeichen war die Anzeige seiner Verheiratung gewesen, die vor etwa sieben Jahren in einer kleinen westfälischen Stadt erfolgt war. Mit dem Namen dieses Freundes war die Erinnerung an eine heitere Studienzeit auf das engste verknüpft, und ich beschloss, sofort ihn aufzusuchen, um den vortrefflichen Menschen wieder zu sehen und die Erinnerung an die gute alte Zeit aufzufrischen.

Leberecht Hühnchen gehörte zu den Bevorzugten, denen eine gütige Fee das beste Geschenk, die Kunst glücklich zu sein, auf die Wiege legte; er besass die Gabe, aus allen Blumen, selbst aus den giftigen, Honig zu saugen. Ich erinnere mich nicht, dass ich ihn länger als fünf Minuten lang verstimmt gesehen hätte, dann brach der unverwüsthliche Sonnenschein seines Innern siegreich wieder hervor, und er wusste auch die schlimmste Sache so zu drehen und zu wenden, dass ein Rosenschimmer von ihr ausging. Er hatte in Hannover, wo wir zusammen das Polytechnikum besuchten, eine ganz geringe Unterstützung von Hause und erwarb sich das Notdürftige durch schlecht bezahlte Privatstunden; dabei schloss er sich aber von keiner studentischen Zusammenkunft aus und, was für mich das Rätselhafteste war, er hatte fast immer Geld, so dass er anderen etwas zu borgen vermochte. Eines Winterabends befand ich mich in der, ich muss es gestehen, nicht allzu seltenen Lage, dass meine sämtlichen Hilfsquellen versiegt waren, während mein Wechsel erst in einigen Tagen eintreffen konnte. Nach sorgfältigem Umdrehen aller Taschen und Aufziehen sämtlicher Schubladen hatte ich noch dreissig Pfennig zusammengebracht, und mit diesem Besitztum, das einsam in meiner Tasche klimperte, schlenderte ich durch die Strassen, in eifriges Nachdenken

über die vorteilhafteste Anlage dieses Kapitals versunken. In dieser Gedankenarbeit unterbrach mich Hühnchen, der plötzlich mit dem fröhlichsten Gesichte von der Welt vor mir stand und mich fragte, ob ich ihm nicht drei Taler leihen könne. Da ich mich nun mit der Absicht getragen hatte, ein ähnliches Ansinnen an ihn zu stellen, so konnte ich mich des Lachens nicht enthalten und machte ihm die Sache klar. «Famos», sagte er, «also dreissig Pfennig hast du noch? Wenn wir beide zusammenlegen, haben wir auch nicht mehr. Ich habe soeben alles fortgegeben an unseren Landsmann Braun, der einen grossen Stiftungskommers mitmachen muss und das Geld natürlich notwendig braucht. Also dreissig Pfennig hast du noch? Dafür wollen wir uns einen fidelen Abend machen!»

Ich sah ihn verwundert an.

«Gib mir nur das Geld», sagte er, «ich will einkaufen — zu Hause habe ich auch noch allerlei — wir wollen lukullisch leben heute abend — lukullisch, sage ich.»

Wir gingen durch einige enge Gassen der Aegidienvorstadt zu seiner Wohnung. Unterwegs verschwand er in einem kleinen, kümmerlichen Laden, der sich durch ein paar gekreuzte Kalkpfeifen, einige verstaubte Zichorien- und Tabakspakete, Wichskruken und Senftöpfe kennzeichnete, und kam nach kurzer Zeit mit zwei Tüten wieder zum Vorschein.

Leberecht Hühnchen wohnte in dem Giebel eines lächerlich kleinen und niedrigen Häuschens, das in einem ebenso winzigen Garten gelegen war. In seinem Wohnzimmer war eben so viel Platz, dass zwei anspruchslose Menschen die Beine darin ausstrecken konnten, und nebenan befand sich eine Dachkammer, die fast vollständig von seinem Bette ausgefüllt wurde, so dass Hühnchen, wenn er auf dem Bette sitzend die Stiefel anziehen wollte, zuvor die Tür öffnen musste. Dieser kleine Vogelkäfig hatte aber etwas eigentümlich Behagliches; etwas von dem sonnigen Wesen seines Bewohners war auf ihn übergegangen.

«Nun vor allen Dingen einheizen», sagte Hühnchen, «setze dich nur auf das Sofa, aber suche

dir ein Tal aus. Das Sofa ist etwas gebirgig; man muss sehen, dass man in ein Tal zu sitzen kommt.»

Das Feuer in dem kleinen eisernen Kanonofen, der sich der Grösse nach zu anderen gewöhnlichen Oefen etwa verhielt wie der Teckel zum Neufundländer, geriet bei dem angestregten Blasen meines Freundes bald in Brand, und er betrachtete wohlgefällig die züngelnde Flamme. Dieser Ofen war für ihn ein steter Gegenstand des Entzückens.

«Ich begreife nicht», sagte er, «was die Menschen gegen eiserne Oefen haben. In einer Viertelstunde haben wir es nun warm. Und dass man nach dem Feuer sehen und es schüren muss, das ist die angenehmste Unterhaltung, die ich kenne. Und wenn es so recht Stein und Bein friert, da ist er herrlich, wenn er so rot und trotzig in seiner Ecke steht und gegen die Kälte anglüht.

Hiernach holte er einen kleinen rostigen Blechtopf, füllte ihn mit Wasser und setzte ihn auf den Ofen. Dann bereitete er den Tisch für das Abendessen vor. In einem kleinen Holzschrankchen befanden sich seine Wirtschaftsgegenstände. Da waren zwei Tassen, eine schmale hohe, mit blauen Vergissmeinnicht und einem Untersatz, der nicht zu ihr passte, und eine ganz breite flache, die den Henkel verloren hatte. Dann kam eine kleine schiefe Butterdose zum Vorschein, eine Blechbüchse mit Tee und eine runde Pappschachtel, die ehemals Hemdenkragen beherbergt hatte und jetzt zu dem Range einer Zuckerdose aufgestiegen war. Das köstlichste Stück war aber eine kleine runde Teekanne von braunem Ton, die er stets mit besonderer Vorsicht und Schonung behandelte, denn sie war ein Familienerbstück und ein besonderes Heiligtum. Drei Teller und zwei Messer, die sich so unähnlich waren, wie das für zwei Tischmesser nur irgend erreichbar ist, eine Gabel mit nur noch zwei Zinken und einer fatalen Neigung, ihren Stiel zu verlassen, sowie zwei verbogene Neusilberteelöffel vollendeten den Vorrat.

Als er alle diese Dinge mit einem gewissen Geschick aufgebaut hatte, liess er einen zärtlichen Blick der Befriedigung über das Ganze schweifen und sagte: «Alles mein Eigentum. Es ist doch schon ein kleiner Anfang zu einer Häuslichkeit.»

Unterdes war das Wasser ins Sieden geraten, und Hühnchen brachte aus der grösseren Tüte fünf Eier zum Vorschein, die zu kochen er nun mit grossem Geschick unter Beihilfe seiner Taschenuhr unternahm. Nachdem er sodann frisches Wasser für den Tee aufgesetzt und ein mächtiges

Brot herbeigeht hatte, setzte er sich mit dem Ausdruck der höchsten Befriedigung zu mir in ein benachbartes Tal des Sofas, und die Abendmahlzeit begann.

Als mein Freund das erste Ei verzehrt hatte, nahm er ein zweites und betrachtete es nachdenklich. «Sieh mal, so ein Ei», sagte er, «es enthält ein ganzes Huhn, es braucht nur ausgebrütet zu werden. Und wenn dies gross ist, da legt es wieder Eier, aus denen nochmals Hühner werden und so fort, Generationen über Generationen. Ich sehe sie vor mir, zahllose Scharen, die den Erdball bevölkern. Nun nehme ich dies Ei, und mit einem Schluck sind sie vernichtet! Sieh mal, das nenne ich schlampampen!»

Und so schlampampften wir und tranken Tee dazu. Ein kleines, sonderbares, gelbes Ei blieb übrig, denn zwei in fünf geht nicht auf, und wir beschlossen, es zu teilen. «Es kommt vor», sagte mein Freund, indem er das Ei geschickt mit der Messerschneide ringsum anklopfte, um es durchzuschneiden, «es kommt vor, dass zuweilen ganz seltene Exemplare unter die gewöhnlichen Eier geraten. Die Fasanen legen so kleine gelbe; ich glaube wahrhaftig, dies ist ein Fasanenei, ich hatte früher eins in meiner Sammlung, das sah gerade so aus.»

Er löste seine Hälfte sorgfältig aus der Schale und schlürfte sie bedächtig hinunter. Dann lehnte er sich zurück, und mit halbgeschlossenen Augen flüsterte er unter gastronomischem Schmunzeln: «Fasan! Lukullisch!»

Nach dem Essen stellte sich eine Fatalität heraus. Es war zwar Tabak vorhanden, denn die spitze blaue Tüte, die Hühnchen vorhin eingekauft hatte, enthielt für zehn Pfennig dieses köstlichen Krautes, aber mein guter Freund besass nur eine einzige invalide Pfeife, deren Mundstück bereits bis auf den letzten Knopf weggebraucht war, und deren Kopf, weil er sich viel zu klein für die Schwammdose erwies, die unverbesserliche Unart besass, plötzlich herumzuschliessen und die Beinkleider mit einem Funkenregen zu bestreuen.

«Diese Schwierigkeit ist leicht zu lösen,» sagte Hühnchen, «hier habe ich den Don Quijote», der, nebenbei gesagt, ausser einer Bibel und einigen fachwissenschaftlichen Werken, seine ganze Bibliothek ausmachte und den er unermüdlich immer wieder las, «der eine raucht, der andere liest vor, ein Kapitel ums andere. Du als Gast bekommst die Pfeife zuerst, so ist alles in Ordnung.»

Dann, während ich die Pfeife stopfte und er

nachdenklich den Rest seines Tees schlürfte, kam ihm ein neuer Gedanke.

«Es ist etwas Grosses», sagte er, «wenn man bedenkt, dass, damit ich hier in aller Ruhe meinen Tee schlürfen und du deine Pfeife rauchen kannst, der fleissige Chinese in jenem fernen Lande für uns pflanzt und der Neger für uns unter der Tropensonne arbeitet. Ja, das nicht allein, die grossen Dampfer durchbrausen für uns in Sturm und Wogenschwalm den mächtigen Ozean und die Karawanen ziehen durch die brennende Wüste. Der stolze millionenreiche Handelskönig, der in Hamburg in einem Palaste wohnt und am Ufer der Elbe einen fürstlichen Landsitz sein nennt, muss uns einen Teil seiner Sorge zuwenden, und wenn ihm Handelskonjunktoren schlaflose Nächte machen, so liegen wir behaglich hingestreckt und träumen von schönen Dingen und lassen ihn sich quälen, damit wir zu unserem Tee und unserem Tabak gelangen. Es schmeckt mir noch einmal so gut, wenn ich daran denke.»

Ach, er bedachte nicht, dass wohl der grössere Teil dieses Tees an dem Ufer eines träge dahinfließenden Baches auf einem heimatlichen Weidenbaum gewachsen war, und dass dieser Tabak in bestem Falle die Uckermark sein Vaterland nannte, wenn er nicht gar in Magdeburg fruchtbaren Gefilden von derselben Rübe seinen Ursprung nahm, die die Mutter des Zuckers war, mit dem wir uns den Tee versüsst hatten.

Danach vertieften wir uns in den alten, ewigen Don Quijote, und so ging dieser Abend heiter und friedlich zu Ende.

*

Auf dem Heimwege zu der jetzigen Wohnung meines Freundes hatte ich mir diese und ähnliche harmlose Erlebnisse aus jener fröhlichen Zeit wieder ins Gedächtnis gerufen, und eine Sehnsucht hatte mich befallen nach jenen Tagen, die nicht wiederkehren. Wohin war er entschwunden, der goldene Schimmer, der damals die Welt verklärte? Und wie würde ich meinen Freund wieder finden? Vielleicht hatte die rauhe Welt auch von seinem Gemüt den sonnigen Duft abgestreift, und es war nichts übrig geblieben als eine spekulierende, rechnende Maschine, wie ich das schon an so manchen erlebt hatte.

Er sollte in der Gartenstrasse wohnen, allein über die Hausnummer war ich nicht im klaren. Schon wollte ich in ein Haus gehen, das ich für das richtige hielt, und mich erkundigen, als ich

auf zwei nette reinliche Kinder von etwa fünf und sechs Jahren aufmerksam wurde, die sich vor der benachbarten Haustür auf eine für sie scheinbar köstliche Art vergnügten. Es war ein trüber Sommertag gewesen, und nun gegen Abend fing es an ganz sanft zu regnen. Da hatte der Knabe als der ältere den herrlichen Spass entdeckt, das Gesicht gegen den Himmel zu richten und es sich in den offenen Mund regnen zu lassen. Mit jener Begeisterung, die Kinder solchen neuen Erfindungen entgegenbringen, hatte das Mädchen dies sofort nachgeahmt, und nun standen sie beide dort, von Zeit zu Zeit mit ihren fröhlichen Kinderstimmen in hellen Jubel ausbrechend über dieses ungekannte und kostenlose Vergnügen. Mich durchzuckte es wie ein Blitz: «Das sind Hühnchens Kinder!» Dies war ganz in seinem Geiste gehandelt.

Ich fragte den Jungen: «Wie heisst dein Vater?»

«Unser Vater heisst Hühnchen», war die Antwort.

«Wo wohnt er?»

«Er wohnt in diesem Hause drei Treppen hoch.»

«Ich möchte ihn besuchen», sagte ich, indem ich dem Knaben den reinlichen Blondkopf streichelte.

«Ja, er ist zu Hause», war die Antwort, und nun liefen beide Kinder eifertig mir voran und klappten mit ihren kleinen Beinchen hastig die Treppen hinauf, um meine Ankunft zu vermelden. Ich folgte langsam, und als ich oben ankam, fand ich die Tür bereits geöffnet und Hühnchen meiner wartend. Es war dunkel auf dem Flur, und er erkannte mich nicht. «Bitte, treten Sie ein», sagte er, indem er eine zweite Tür aufstieß, «mit wem habe ich die Ehre?»

Ich antwortete nicht, sondern trat in das Zimmer und sah ihn an. Er war noch ganz derselbe, nur der Bart war grösser geworden und die Haare etwas von der Stirn zurückgewichen. In den Augen lag noch der alte unverwüstliche Sonnenschein. Im helleren Lichte erkannte er mich sofort. Seine Freude war unbeschreiblich. Wir umarmten uns, und dann schob er mich zurück und betrachtete mich.

«Weisst du, was ich tun möchte?» sagte er dann, «was wir früher taten, wenn unsere Freude anderweitig nicht zu bändigen war; einen Indianertanz möchte ich tanzen, weisst du wohl noch wie damals, als deine Schwester sich mit deinem Lieblingslehrer verlobt hatte, und du vor lauter Wonne diesen Tanz erfandest und ich immer mithopste,



Herbstliche Stimmung in einem Tessiner Dorfgässchen

aus Mitgefühl.» Und er schwenkte seine Beine und machte einige Sprünge, deren er sich in seinen jüngsten Jahren nicht hätte zu schämen brauchen. Dann umarmte er mich noch einmal und wurde plötzlich ernsthaft.

«Meine Frau wird sich freuen», sagte er, «sie kennt dich und liebt dich durch meine Erzählungen, aber eins muss ich dir sagen; ich glaube, du weisst es nicht: Meine Frau ist nämlich» — hierbei klopfte er sich mit der rechten Hand auf die linke Schulter — «sie ist nämlich nicht ganz gerade. Ich sehe das nicht mehr und habe es eigentlich nie gesehen, denn ich habe mich in ihre Augen verliebt — und in ihr Herz — und in ihre Güte — und in ihre Sanftmut — kurz, ich liebe sie, weil sie ein Engel ist. Und warum ich dir das jetzt sage? Sieh mal, wenn du es nicht weisst, so möchtest du befremdet sein, wenn du meine Frau siehst, und sie möchte das in deinen Augen lesen. Nicht wahr, du wirst nichts sehen?»

Ich drückte ihm gerührt die Hand, und er lief an eine andere Tür, öffnete sie und rief: «Lore, hier ist ein lieber Besuch, mein alter Freund aus Hannover, du kennst ihn schon!»

Sie trat ein und hinter ihr wieder die beiden freundlichen Kinder mit den rosigen Apfelgesichtern. Meines Freundes Warnung war nicht umsonst gewesen, und ich weiss nicht, ob ich in der Ueberraschung des ersten Augenblicks mein Befremden hätte verbergen können. Allein in den dunklen Augen dieser Frau schimmerte es wie ein unversieglicher Born von Liebe und Sanftmut, und schweres gewelltes Haar von seltener Fülle umgab das blasse Antlitz, das nicht schön, aber von dem Widerschein innerer Güte anmutig durchleuchtet war.

Nach der ersten Begrüssung meinte Hühnchen: «Heute abend bleibst du hier, das ist selbstverständlich. Lore, du wirst für eine fürstliche Bewirtung sorgen müssen. Tische auf, was das Haus vermag. Das Haus vermag freilich gar nichts!» sagte er dann zu mir gewendet, «Berliner Wirtschaft kennt keine Vorräte. Aber es ist doch eine wunderbare Einrichtung. Die Frau nimmt sich ein Tuch um und ein Körbchen in die Hand und läuft quer über die Strasse. Dort wohnt ein Mann hinter Spiegelscheiben, ein rosiger, behäbiger Mann, der in einer weissen Schürze hinter einem Marmortische steht. Und neben ihm befindet sich eine rosige, behäbige Frau und ein rosiges, behäbiges Ladenmädchen, ebenfalls mit weissen Schürzen angetan. Meine kleine Frau tritt nun in den Laden,

und in der Hand trägt sie ein Zaubertäschchen — gewöhnliche Menschen nennen es Portemonnaie. Auf den Zauber dieses Täschchens setzen sich nun die fleissigen Messer in Bewegung und säbeln von den köstlichen Vorräten, die der Marmortisch beherbergt, herab, was das Herz begehrt und der Säckel bezahlen kann. Meine kleine Frau läuft wieder über die Strasse, und nach zehn Minuten ist der Tisch fertig und bedeckt mit allem, was man nur verlangen kann — wie durch Zauber.»

Seine Frau war unterdes mit den Kindern lächelnd hinausgegangen, und da Hühnchen bemerkte, dass ich die ärmliche, aber freundliche Einrichtung des Zimmers gemustert hatte, so fuhr er fort: «Purpur und köstliche Leinwand findest du nicht bei mir, und die Schätze Indiens sind mir noch immer fern geblieben, aber das sage ich dir, wer gesund ist —» hierbei reckte er seine Arme in der Manier eines Zirkusathleten, «wer gesund ist und eine so herrliche Frau hat, wie ich, und zwei so prächtige Kinder — ich bin stolz darauf, diessagen zu dürfen, obgleich ich der Vater bin — wer alles dieses besitzt und doch nicht glücklich ist, dem wäre es besser, dass ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er versenkt würde in das Meer, da es am tiefsten ist!» Er schwieg eine Weile, schaute mich mit glücklichen Augen an und fuhr dann fort: «In der Zeit, da der Knabe erwartet wurde, ward meine Frau oft von bösen Gedanken gequält, denn die Furcht verliess sie nicht, ihr — — nun dass sie nicht ganz gerade ist — möchte sich auf das Kind vererben, und des Nachts, wenn sie dachte, ich schlief, hörte ich sie manchmal leise weinen. Als dann aber der grosse Augenblick gekommen war und die weise Frau ihr das Kind zum erstenmal in die Arme geben wollte, da glitten ihre Augen mit einer ängstlichen Hast darüber hin, und ein plötzlicher Freudenblitz zuckte über ihr Gesicht, und sie rief: ‚Er ist gerade! Nicht wahr, er ist gerade! O Gott, ich danke dir — ich bin so glücklich!‘ Damit sank sie zurück in die Kissen und schloss die Augen, aber auf ihren Zügen lag es wie stiller Sonnenschein, Ja, und was habe ich gemacht? Ich bin leise hinausgegangen in das andere Zimmer und habe die Tür abgeriegelt und habe mir die Stiefel ausgezogen, dass es keinen Lärm machen sollte und habe einen Indianertanz losgelassen wie noch nie. Ein besonderes Glück ist, dass es niemand gesehen hat, man hätte mich ohne Zweifel direkt ins Irrenhaus gesperrt.»

(Fortsetzung folgt.)